

© 2022 Eileen Susann Heerdegen

Umschlaggestaltung, Design und Satz:

Eileen Heerdegen,

Illustrationen:

Titel und S. 6, 39, 40, 49, 65, 71, 107, 127, 131 Gunnar Berndt

Lektorat / Korrektorat: Knut Mellenthin

Druck und Vertrieb:

myMorawa von Dataform Media GmbH, Wien

[www.mymorawa.com](http://www.mymorawa.com)

ISBN Paperback: 978-3-99129-789-5

ISBN Hardcover: 978-3-99129-733-8

ISBN E-Book: 978-3-99129-788-8

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

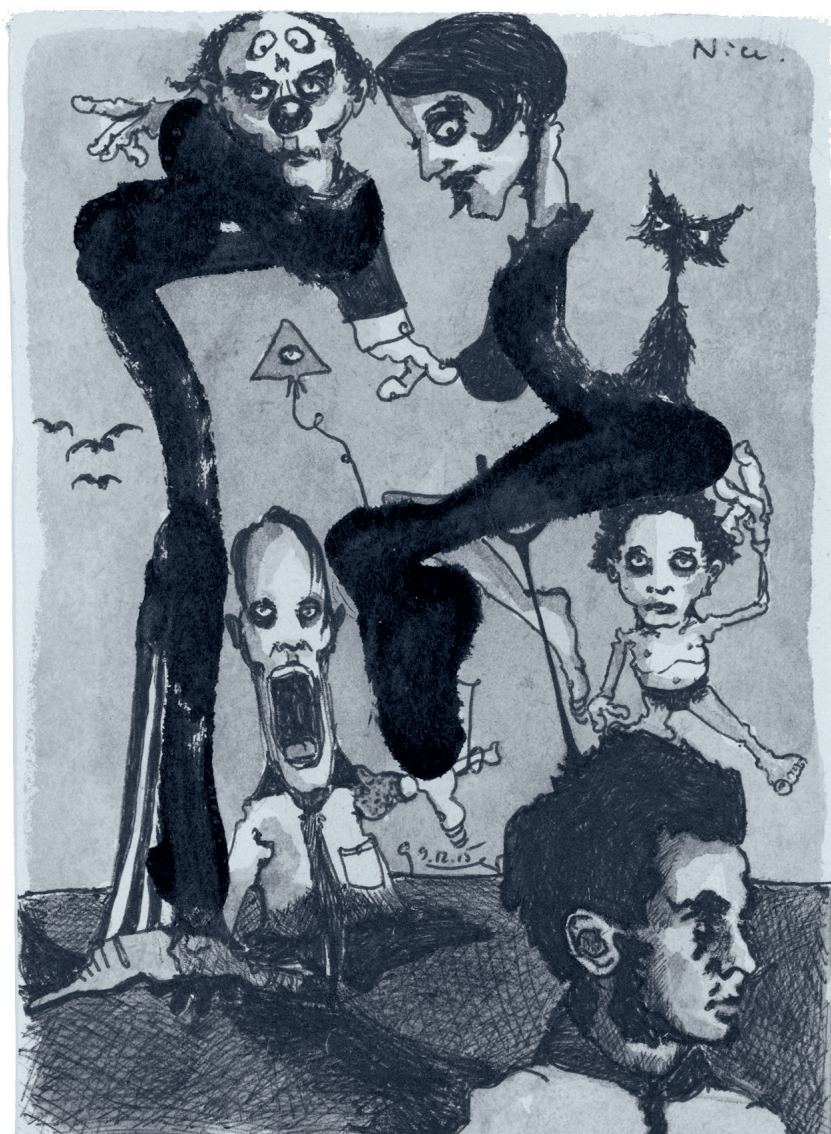
Eileen Susann Heerdegen

# Der Philosoph aus der ICE-Toilette

---

Erzählungen zwischen Hamburg und Wien

Ich danke Gunnar Berndt für die Erlaubnis, seine wundervollen  
Zeichnungen für dieses Buch verwenden zu dürfen.



# Die Gestrandeten.

*Für Robert Rieger und André Heller*

Zu Hülff! Helferts!

Der splitterackte, weißfleischige Körper steht im Holzkasten des hohen Altbaufensters in der Wiener Leopoldstadt und pisst drei Stockwerke nach unten in den Garten, der so klein ist, dass ich ihn nur sehen könnte, würde ich ebenfalls auf die Fensterbank steigen. Die kalkfarbene, madenähnliche Gestalt leuchtet geradezu kitschig im Mondlicht.

Losst's mi aussi! Mi ham's einigsperrert! Zu Hülff!

Schlafwandler dürfen nicht geweckt werden, also warte ich eine Weile unschlüssig in der offenen Tür. Ich habe mir abgewöhnt, mich bei Martin über irgend etwas zu wundern, auch seine merkwürdige Sprache, diese Mischung aus unüberhörbarem Berlinern und ans Österreichische angelehnten Phantasieworten, scheint mir mittlerweile fast normal. Ich frage mich nur, warum er das alles im Schlafzimmer des Gastgebers veranstaltet.

Der wiederum steht an einem Würstelstand in der Mariahilfer Straße und möchte von mir abgeholt werden, wie ich nun erfahre, da ich endlich an das bereits seit einiger Zeit immer wieder schrill läutende Telefon gegangen bin.

*Schottenring. Aussteigen. Gegenüber stehen jetzt kleine Elektrobusse, die kreuz und quer durch die Innere Stadt fahren.*

Ein sonniger Sommersonntag um 7:30 Uhr. Noch ist der Franz-Josefs-Kai fast menschenleer, noch ist die Wärme angenehm. Der Gastgeber, der sich eben in der U-Bahn-Station an der „MaHü“ noch einen Schwulenporno hatte kaufen wollen, kniet auf der Straße und macht mir einen Heiratsantrag. Er trägt ein weißes Leinenjackett zur gebräunten Haut und sieht auch sonst aus wie Don Johnson, aber ich weiß, dass es sich nicht ausgeht.

*Salztorbrücke. Geradeaus. Rechte Seite. Ich kann das Haus nicht wiederfinden! Einen ganzen Sommer habe ich darin verbracht, ohne die Hausnummer zu wissen. Ich glaube, auch der Gastgeber kannte sie nicht.*

Die meisten Klingelschilder sind namenlos, das zur Wohnung passende ist an der fast verblichenen Aufschrift Hofrat Dr. Klingenbrunner zu erkennen. Ein Schlüssel ist unnötig, Martin öffnet immer. Er ist froh, wenn er nicht allein sein muss. Nicht allein hinausgehen muss. Er spricht nicht darüber, dass er sich verfolgt fühlt. Er behauptet, er

dürfe seiner höchst empfindlichen fahlweißen Haut kein Sonnenlicht zumuten. Hatte er wirklich versucht, sich zu erhängen? Eins der Rohre über der Couch im Wohnzimmer, auf der unzählige Plüschtiere auf einer karierten Wolldecke sitzen, ist gebrochen. Es wäre unkomplizierter gewesen, einfach aus dem Fenster zu springen.

Ganz früh morgens geht Martin manchmal zu dem türkischen Bäcker, dessen Ladenlokal genau gegenüber im Souterrain liegt. Frisch aus Berlin zugewandert, hatte er dort bei seinem ersten Einkauf „Brötchen“ verlangt, und erst nach Minuten der Ratlosigkeit hatte schließlich eine einheimische Kundin den Wunsch in „Semmeln“ übersetzen können. Seither ist Martin überzeugt, dass er in dieser Stadt nur überleben kann, wenn er Wienerisch spricht. Das hemmt ihn so, dass er selbst nachts, wenn ihm die Sonne nicht mehr schaden kann, lieber aufs Ausgehen verzichtet. Mangels Übung und Erfahrung im wirklichen Leben hat er sich mit der Zeit eine dialektartige Phantasiesprache zugelegt.

Seit der Geschichte mit dem Vogelbeerschnaps hat er sich endgültig zurückgezogen und arbeitet jetzt noch sehr viel intensiver an seinem Erstlingsroman – von dem ich allerdings noch nie eine Zeile gesehen habe oder gar lesen durfte. Er glaubt fest, dass Lorenz von Hummer ihn als Konkurrenten damals hatte aus dem Weg räumen wollen. Nachdem er mich ausnahmsweise in meine Lieblingslokale, erst das Kleine Café am Franziskanerplatz und später die Wunderbar in der Schönlaterngasse, begleitet hatte, war uns zufälligerweise (sage ich, Martin hingegen glaubt an einen perfiden Plan) an beiden Orten

besagter Lorenz von Hummer, ein sehr mäßig erfolgreicher Wiener Autor mit niederösterreichischen Wurzeln und einem Künstlernamen, denn das „von“ darf bekanntermaßen in Österreich seit 1945 überhaupt nicht getragen werden, über den Weg und in die Arme gelaufen. Die beiden Literaten hatten sich zunächst sehr gut verstanden und im Kleinen Café diverse Male auf Niederösterreichisch-Wienerisch und Pseudo-Wienerisch „aan Fearneth“ bestellt, später im Licht der schönen Laterne aber auf Vorschlag von „von“ Hummer zum Vogelbeerschnaps gewechselt.

Und danach war Martin dann auf so eigenartige Weise, wie er behauptet, es noch nie erlebt zu haben, berauscht gewesen, dass er die Schlafzimmer verwechselt hatte. Als er dann mit einem dringenden Bedürfnis auf der am Boden liegenden Matratze des Gastgebers erwachte, aber eben wegen des Vogelbeerschnapses – hallo? Der ist doch giftig? – nicht wirklich zu sich kam, sich in seinem eigenen Bett wähnte, dort aber nicht, wie gewohnt, nach links aussteigen und aufspringen konnte, sondern gegen eine Wand stieß, war er dann halt in seinem Vogelbeerwahn überzeugt gewesen, man habe ihn in einen sehr, sehr kleinen Raum eingesperrt. Dass es keine Wand war, sondern nur der riesige Röhrenfernseher des Gastgebers, der, wenn er am Nachmittag erwacht, gern entweder alte UFA-Filme oder den Seniorenclub anschaut, hatte Martin dann erst sehr viel später erkannt, nachdem er Gottseidank nicht, wie Lorenz von Hummer es seiner festen Überzeugung nach beabsichtigt hatte, aus dem Fenster gesprungen war.

# *Die letzte Stunde*

Ich weiß, sie werden mich finden,  
wenn mein Schmerz den Weg ihnen weist.  
Wie wird es sein?  
Wie lange noch?  
Und werde ich ihr Lachen hören?

Ich rieche nur noch Dunkelheit,  
und würde so gern den Himmel seh'n.  
Ist er noch blau?  
Ist heut' mein Tag?  
Und wird es am Abend regnen?

Vielleicht darf ich noch träumen,  
und bitten, dass es wärmer wird.  
Sind Äpfel grün?  
Stirbt auch das Gras?  
ich war noch niemals so allein.

## Der Philosoph aus der ICE-Toilette

Ich bemerke die alte Frau eigentlich erst, als sich nach ihrem Vorbeigehen ein durchdringender Fäkalgeruch breitmacht. Ich beobachte, welche der beiden Toiletten sie aufsucht, damit ich den Rest der Fahrt besser die andere benutzen kann. Auf dem Rückweg von der Toilette riecht sie nicht mehr, und ich schäme mich, weil ich mich sicher geirrt habe. Zur eigenen Buße suche ich dann später genau die Kabine auf, die ich eigentlich vermeiden wollte. Es erfordert große Demut, sich mit den vielen Fahrgästen eines vollbesetzten Zuges die wenigen Klos zu teilen. Oder man hat einen ausgefallenen Fetisch. Die Hundert Tage von Sodom: Hunderte blutjunger zarter Mädchen und hübscher Buben müssen tagelang ihre Scheiße sammeln, um sie dann beim großen finalen Festessen in kostbaren weißen Porzellanschüsseln, angereichert mit eingebackenen Nägeln, serviert zu bekommen. Angesichts der leckenden Dünnschissnase, die sich langsam in Richtung des permanent klebrigen Kabinenbodens bewegt, ist meine Scham gegenüber der Alten dann aber schlagartig verschwunden. Um sich bei dem Gedanken, inkontinen-

ten Personen die Benutzung von Zugtoiletten oder besser gleich öffentlichen Verkehrsmitteln zu verbieten, gleich wieder drohend und katholisch aufzubauen. Wer wirft den ersten Stein? Forever young?

Auf der oberen Liege des Abteils im Euronight 491 Hans Albers von Hamburg-Altona nach Wien Westbahnhof mit Kurswagen nach Budapest und Bukarest sitzt Prinz Charles kerzengerade in einem dunkelblauen Seidenpyjama mit dezent-rotem Paisleymuster. Bei der Fahrkartenkontrolle erfahre ich, dass der Prinz über Wien hinaus nach Bu (ich verstehe nicht genau, ob dapest oder karest) reisen wird und bemerke einen osteuropäischen Akzent – vermutlich handelt es sich also gar nicht um den britischen Thronfolger. Egal: So einer wie der Prinz gibt Sicherheit.

Die Zivilpolizisten, die Richtung Grenze selbstbewusst durch die Reihen marschieren, machen kein racial profiling. Ein junger Bayer mit dunkler Hautfarbe bekommt deshalb keine Antwort auf die Frage, warum nur er und zwei Frauen mit Kopftuch kontrolliert werden.

Wolkengebirge. Ein leuchtend blauer Himmel scharf abgegrenzt mit einer weißen, nur sehr leicht weichen Kante, die sich schnell nach unten in weiß durchwirktes, flaumiges Grau auflöst und eine schöne Kulisse für die süddeutsche Landschaft bildet, die sich neben Feldern, Waldstücken und Kirchtürmen vor allem durch Photovoltaikanlagen auszeichnet.

Kleine Köpfe auf der Ladefläche. Wohin geht die Fahrt? Im Tal ist der Schlachthof. Schäfchenwolken am Himmel, Schäfchen im Schlachthof. Schnell weg. Mit Geschwindigkeiten zwischen 160 und 230 km/h bleibt das Elend da, wo es hingehört.

Wo hast du deine Tasche? Nie ohne Tasche, die Tasche immer eng am Körper! Die Dicke guckt streng, das Mädchen sieht auf den Boden – ich kann nicht erkennen, ob ihr Blick beschämt oder gelangweilt ist. Jetzt wechselt die Dicke von streng zu siegesgewiss. In meine Richtung, ich soll bestätigen, dass sich das Mädchen dumm und naiv verhalten hat. Ich habe keine Lust, ihr den Gefallen zu tun. Kommt drauf an, sage ich. Der siegesgewisse Dickenblick ändert sich zu ungeduldig-fragend. Das Mädchen tut unbeteiligt. Kommt drauf an, wiederhole ich und weise darauf hin, dass ich selbst mein Gepäck mit ihr allein gelassen habe. Die Dicke ist jetzt böse und schiebt das Mädchen aus der Abteiltür. Immer eng am Körper, höre ich sie noch mehrfach. Als sie wiederkommt, würdigt sie mich keines Blickes und beginnt mit der Dritten aus unserem Damenabteil (sicher ist sicher, und nicht immer ist ein Prinz in Sicht) ein Gespräch über NLP. Nachdem diese ihre gestanden hat, dass sie in ihrem Streichertrio gemobbt wird, ist flugs eine Familienaufstellung aufgebaut. Stell dir vor, du bist dieser Joghurtbecher, oder nein, besser du bist hier dieser Apfel. Der Joghurtbecher ist das Cello und die Zahnbürste – ich bin todmüde und der fast leere Matjessalatbehälter, der aufstellungsmäßig ganz sinnlos neben dem Joghurtbecher steht, stinkt. Ich

versuche eine humoristische Bemerkung, die außer mir niemand lustig findet, die Damen verziehen sich verärgert auf ihre Pritschen und lassen mir zur Strafe den Matjes-salat. Ohne Deckel.

Azurro, la la la la la la la la, la la la la laa – auf der Teilstrecke des ICE 91 „Donauwalzer“ zwischen Würzburg und Passau kommt die Müllabfuhr. Fast immer in Gestalt eines permanent fröhlich Italo-Gassenhauer pfeifenden kleinen Italieners nicht so leicht definierbaren Alters. Immer lächelnd, immer zuvorkommend schleppt er die großen rosafarbenen Säcke durch die Gänge, in denen schließlich sämtlicher Abfall landet, inklusive der von den Fahrgästen brav nach Flaschen, Papier, Plastik und Restmüll getrennten Wertstoffe. Umsichtig läuft er durch die Waggons, hilft, den richtigen Sitzplatz zu finden und Koffer in die Ablagen zu heben. Ehe die Ü-80-Truppe, die sich angesichts der bevorstehenden Donaukreuzfahrt ab Passau und der doch schon einige Stunden andauernden Bahnfahrt ohnehin in einem Ausnahmezustand aus höchster freudiger Anspannung und extremer Gereiztheit befindet, völlig aus dem Ruder läuft, hat der fröhliche kleine Mann längst eingegriffen und das an jenem Tag möglicherweise unterbesetzte Bistropersonal mit dem erfolgreichen Jonglieren von Kaffeebechern, Käsesandwiches und Piccolos zur völligen Begeisterung der Rentner tatkräftig unterstützt. Während die noch frenetisch applaudieren, bekommt er zum Ausgleich im nächsten Wagen eine Abfuhr von einer Frau mittleren Alters, der er helfen will, ihren Monsterrucksack aus dem Gang zu ent-

fernen. Das geht ihn nämlich überhaupt nichts an. Überhaupt nichts!

Ich wünschte, es ginge mich auch überhaupt nichts an, dass der unattraktive Mittvierziger schräg vor mir sehr junge Frauen bevorzugt. Auch er anscheinend eine unbeugsame Frohnatur, doch im Gegensatz zu meinem italienischen Freund eindeutig eine Belästigung. Lang und dünn, vor Hyperaktivität sprühend, hat er das Abteil geentert, seine übergroße Sporttasche mit maximalem Schwung ins Gepäckfach geschleudert und sich dann auf anderthalb Sitzen plus Mittelgang so breit wie möglich in die schwarzen Lederpolster der 1. Klasse geworfen. Manspreading at it's best. Er sitzt kaum, da hat er schon das Handy am Ohr, und während er seine langen dünnen Füße aus den Bootsschuhen schlappen lässt, die in den 80er Jahren zu jeder guten Popper-Uniform gehörten, beginnt er nun, auch stimmlich so viel Raum wie nur irgend möglich, einzunehmen. Im weiten Tank-Top in Nato-oliv und einer zumindest farblich passenden dünnen, tarnfarbig gemusterten Dreiviertelhose mit Bindeband, die hässliche dünne Unterschenkel freilegt, gibt er sich mit der Sicherheit visueller Immunität telefonisch businessmäßig. Laut. Sehr laut.

*Don't start that talking / I could talk all night* – so weit kann ich den Regler für good old Elvis Costello (ich erinnere mich noch gut an die Werbung aus den 80ern: Elvis Costello – alles andere ist alt) gar nicht aufdrehen, die Worte gehen im Businessstalk der Dreiviertelhose nahezu unter.

## Akazien. Der Sohn im Park.

Die Straße wirkt friedlich. Tröstlich. Ein wunderbar blauer Himmel – leuchtend und hell, in der schon milderen Nachmittagssonne aber nicht zu grell. Keine Farbe, die Unruhe stiftet und aufregen könnte. Die großen, weiß blühenden Bäume lassen die Einfamilienhäuser am rechten und linken Straßenrand nach hinten treten, der süßliche Blütenduft wird mit jedem leichten Windstoß stärker. Unachtsam vorbeifahrend könnte man die mächtigen Bäume aus dem Augenwinkel für Kastanien halten. Doch gegen deren penibel und ausgewogen angeordnete, streng nach oben ausgerichtete Kerzen sind die übervollen Blütentrauben dieser Akazien verwegen und wild, üppig und verschwenderisch.

Ich möchte nicht hineingehen.

Achtung! Sie verlassen das Leben, sollte am Eingang stehen. Schon vor dem Berühren des Türgriffes möchte ich Gummihandschuhe anziehen, aber ich unterlasse es, ich möchte niemanden beleidigen. Der pflegeleichte Vinylfußboden wirkt klebrig, obwohl er frisch gereinigt ist. Es riecht nach Tod.

Die alte Frau vor dem großen Fernseher winkt mir zu. Hildchen sitzt fast immer hier. Ich weiß nicht, ob sie wirklich hinsieht, aber es scheint ihr sehr wichtig zu sein, dass keine Privatsender eingeschaltet werden. Sie ist 102 und hat ein mädchenhaftes Lächeln, aber wenn man dicht herankommt, sieht sie aus wie ein Reptil.

Die Sitzecke im Eingangsbereich mit den hellbezo-genen Polstermöbeln verspricht Normalität und erinnert vielleicht nicht zufällig an die Lobby eines Mittelklasse-hotels. Der Rollstuhl der Greisin wirkt wie ein Fremdkör-per, für einen weiteren ist kein Platz. Neben die Sessel passt kein Rollator, es scheint aber auch keinen Bedarf zu geben. Ein potemkinscher Wohlfühlort. Eine Illusion für Besucher – tritt ein, es ist gar nicht so schlimm. Kurzzeit-pflege. Das klingt versöhnlich und gesundheitsorientiert.

This is the end, singt Jim Morrison.

An der Wand ein Druck des Schlafzimmers in Arles von Vincent van Gogh neben dem farbenfrohen Foto einer Kirschblütenprinzessin aus dem Alten Land. Die Enkelin einer Bewohnerin? Vielleicht farblich und the-matisch nicht optimal zusammengestellt, aber man gibt sich Mühe hier. In den letzten vier Monaten, in den letz-ten vier Kliniken habe ich Flure zu unterscheiden gelernt. Gibt es Flur-Designer? Innenarchitekten, die sich auf die Konzeption medizinischer und pflegerischer Einrichtun-gen spezialisiert haben? Sicher. Doch dann kommen die Arbeitszeit-Erfasser und Controller und entscheiden, dass Behälter mit Deckel den Arbeitsablauf behindern, so wie

hilfsbedürftige Patienten ebenfalls störend sind, sodass beides auf einer Wandseite des Ganges entsorgt wird. Große, offene, nach Urin stinkende Wäschebehälter auf Rollen neben halbnackten, halbtoten Greisen, die verloren in großen Windeln auf der Bettkante hocken und auf ihr Ende warten.

Wenn Gerüche, analog zu den Mendelschen Gesetzen, in rezessiv und dominant zu kategorisieren sind – Urin ist eindeutig dominant. Selbst hier, wo man sich Mühe gibt, liegt seine Kopf-, Herz- und Basisnote in der Luft.

Hildchen – die festen Bewohner haben individuelle Türschilder. Von diesem lacht mich die 102-Jährige von einem Jugendfoto aus ihren 90ern an. Dr. Bramfeld, Studienrat a.D., gleich daneben, hat in jeder Hinsicht das Förmliche gewählt. Andere Zimmertüren helfen ihren Bewohnern mit einfachen Darstellungen von Schweinchen, Fröschen oder Blumen, sich zurechtzufinden. An deiner Tür steht nichts. Du bist hier nur zu Besuch.

Wirst du wieder nach Hause kommen? Ich habe Angst, die Tür zu öffnen. Angst, in den Abgrund zu sehen, so wie damals auf dem Gipfel, als ich nicht weiter konnte. Ich habe die Augen geschlossen und du hast mich geführt. Jetzt bin ich allein.

Ich weiß, was du denkst, mein lieber Paul. Ich sehe an einem kurzen Blick in deine wässrigen Augen, dass du gleich einfach wieder losplappern wirst. *Lisa, Lisa* – da geht es schon los. Der alte Mann im Bett links fragt, ob ich ihm eine Zigarette verkaufen könnte. Paul, ich bin nicht Lisa!